

CARNIOLIA.

ZEITSCHRIFT

für Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Herausgibt von Leopold Kordeesch.

VI. JAHRGANG.

N^o 31.

Montag am 15. April

1844.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern, jedes Mal ein halber Bogen, und allmonatlich ein in Wien von Meisterhand in Kupfer gestochenes colorirtes Costumebild, illyrische Volkstrachten in Doppelfigur enthaltend, in Grosquart. Der Preis des Blattes ist in Laibach ganzjährig 6, halbjährig 3 fl. Durch die k. k. Post unter Couvert mit vortrefflicher Zusendung ganzjährig 8, halbjährig 4 fl. C. M., und wird halbjährig vorausbezahlt. Alle k. k. Postämter nehmen Pränumeration an. In Laibach pränumerirt man beim Verleger am Raan, Nr. 190, im ersten Stocke.

Erklärung

einer, im alten Nemona bestandenen, nun im krainischen Landesmuseum befindlichen Bildsäule Kaisers Constantin des Großen.

Von Anton Jellouschek.



Unter die bedeutendsten und interessantesten Beiträge, durch welche unser vaterländisches Museum seit 4. Oktober 1831, als dem Tage seiner Eröffnung, bereichert wurde, gehört eine in dem letzten Saale des Erdgeschosses befindliche, antike, metallene Statue, theils, weil sie erst vor acht Jahren hierorts gefunden wurde und theils, weil die Aufstellung und Niederreißung derselben zur Geschichte der Hauptstadt Laibach gehört. Bezüglich der Acquisition dieser Statue für das Landesmuseum lautet das Verzeichniß N. 11/3 vom 10. Juni 1836 über die eingegangenen Museumsbeiträge wörtlich:

„Nr. 86. Von der Casinogellschaft zu Laibach die bei der Ausgrabung für das neue Casinogebäude gefundene, kupferne und vergoldete, antike Statue eines römischen Senators, nebst dem Capitell einer Säule korinthischer Ordnung, und einem Löwentopfe von weißen Marmor.“

Die Auffindung geschah am 16. April 1836 gegen Mittag; die Höhe der Statue beträgt 4 Schuh und 7 Zoll, und aus der Form der Loga, in welche dieselbe gekleidet ist, läßt sich mit Gewißheit entnehmen, daß sie etwa drei Jahrhunderte nach Christi Geburt gegossen wurde, ja man kann mit vieler Wahrscheinlichkeit behaupten, daß sie den römischen Kaiser Constantin den Großen selbst vorstellte.

Die Geschichte des großen römischen Kaiserreiches zeigt, daß dasselbe im Jahre Christi 311 unter Kaiser Constantin dem Großen und Licinius dem Aeltern getheilt war. Constantin der Große hatte, nachdem sein Vater Constantius Chlorus im J. Chr. 306 verstorben war, die Regierung der weströmischen Provinzen, nämlich von Gallien, Germanien, Britannien, Hispanien, Italien und Afrika übernommen und, so wie sein Vater, Mailand zu

seiner Residenz erwählt. Licinius der Aeltere hatte hingegen vom C. Galerius die Regierung von Syrien, Thracien, Griechenland und jene des Orients übernommen, und seine Residenz zu Nicomedia aufgeschlagen. Nemona gehörte zum Antheile des Licinius. Beide Kaiser hielten bald darauf zu Mailand eine Zusammenkunft; sie schworen Frieden und Einigkeit, und zum Pfande nahm Licinius im April 311 zu Mailand Constantin's Schwester Constantia zur Gattin. Indessen war jedoch der Same der Zwietracht in ihnen nicht erstorben, was sich alsbald auch bewies. Der größte Theil der Unterthanen, selbst in dem Antheile des Licinius, bekannte sich schon zum Christenthume. Constantin war bald nach Italien gezogen und hatte dort seinen Gegenkaiser, den Tyrann und Christenverfolger Maxentius, am 28. Oktober 312, am Pons Mulvius außer Rom gänzlich überwunden. Dies den wundervollen Wirkungen des Kreuzzeichens, welches er, zuerst in diesem Feldzuge durch die bekannte Vision bewogen, statt des kaiserlichen Adlers in die Fahnen einsetzen ließ, zuschreibend, wurde Constantinus öffentlich ein Christ, und hob sogleich durch ein Edict die bis hin auf Befehl des Maxentius in Italien noch bestandene Christenverfolgung auf, welches er auch durch folgende, auf ein hoch emporgestelltes Kreuz angebrachte Inschrift den erfreuten Römern kund gab: „Hoc salutari Signo, vero Fortitudinis indicio, Civitatem vestram tyrandidis jugo liberavi.“ *) — Er räumte auch jenen Bürgern, welche sich zum Christenthume bekannten, gewisse Vorzüge ein, und bewog seinen strengen Schwager Licinius, daß dieser, wiewohl ungern, in ihre Duldung einwilligte. Aber die Christen, vom Licinius nur ungern geduldet, vom Constantin hingegen ausgezeichnet, übertraten offenbar, und vermehrten des letzteren Anhang. Sie bemühten sich, auch in den Ländern des Licinius wetteifernd, Constantin's Ruhm zu erheben, die Bürger von Nemona setzten ihm Ehrensäulen, Nauportus und Tergeste hatten Inschriften mit seinem Namen.

*) Durch dieses heilsame Zeichen, welches das wahre Sinnbild der Kraft und Stärke ist, habe ich eure Stadt vom Joche des Tyrannen befreit.

So befand sich (nach Angabe des Joh. Ludwig Schönleben I. Theil, Seite 218) folgende in Nauportus:

D. M.

FL. CONSTA..

MAXIMO. —

und nach Angabe desselben (Seite 225, noch zu seiner Zeit 1681) folgende an der Thürschwelle des Thurmes der Cathedralkirche zu Tergeste:

IMP. CAES.

FL. CONSTANTINO

MAXIM. P. F. AVGVSTO

R. P. TERG.

D. N. P. F.

Licinius verlor nun bei dem größten Theile seiner Unterthanen immer mehr an Liebe und Achtung; er ergriff daher, um einen Anhang zu haben, die Partei der Nichtchristen, und ließ im J. Chr. 314 die von den Christen zu Aemona zu Ehren Constantins des Großen aufgestellten Statuen niederreißen. Dieses und die verweigerte Auslieferung des Auführers Sinicius veranlaßte, daß zwischen beiden ein heftiger Krieg entstand, der zur Folge hatte, daß Licinius, vom Constantin mehrmals besiegt, im April 325 zu Thessalonich von den Soldaten ermordet und Constantin sodann Alleinherrscher des gesammten römischen Reiches wurde. (Ammianus Marcellinus, Zosimus, Anton Reichsritter von Geusau, „Geschichte der röm. Kaiser,“ Wien 1805, II. Theil, Seite 183 und 184, Joh. Hübnert „Polit. Reichshistorie,“ und Andere.)

Da sich von einer spätern Auffindung von Constantin's niedergerissenen Statuen keine Nachricht vorfindet, übrigens auch, mit Rücksicht auf die Stelle der Ausgrabung und auf den vom Anton Einhart im I. Theile angegebenen Plan des alten Aemona, diese Statue ganz nahe an der aus Aemona nach Noricum und Pannonien führenden Straße aufgerichtet gewesen zu sein scheint: so läßt sich die Authenticität derselben kaum bezweifeln, wenn man übrigens erwägt, daß Ehrensäulen nur auf öffentlichen Plätzen oder Straßen errichtet wurden. Die Bekleidung derselben ist die Toga; diese trug man vor, und bis zu den Zeiten des Kaisers Augustus viel einfacher, als später, wo sie sich durch Faltenreichtum auszeichnete, wie sich dies aus einer ganz gleichen, im mediceischen Museum befindlichen Statue eines Römers im Consul's-Ränge (Viri Consularis) entnehmen läßt, welcher dort in diesem obrigkeitlichen Costume dargestellt erscheint. (C. Th. Höpfer, „Abbildungen röm. und griech. Alterthümer nach Antiken“ II. Heft, Seite 5, Nr. 4, zur Tafel XII, — dann „Alterthümer“ erklärt von Bernhard de Montfaucon zu Paris 1719, in Fol. III. Band, VI. Tafel, Figur I, wo die ähnliche Abbildung, und Seite 30, wo die Beschreibung davon vorkommt.) Die Beschuhung ist zwar von der in gedachten Werken vorkommenden, und von der überhaupt den Senatoren eigenthümlich gewesen, verschieden, was sich aber dahin erklären läßt, daß die gewöhnliche Beschuhung der Senatoren dem milderen Klima Italiens mehr

angemessen war, als die an dieser Statue vorkommende, wo die Stiefel die in unserm, im Vergleiche zu Italien, rauhern Klima gewöhnliche Fußbekleidung andeuten.

Der Sögang des Rheins.

Erzählung aus dem Leben, von Carl Groder.

(Beschluß.)

Unterdesen war der Weihnachtsabend hereingebrochen, und Alt und Jung, Arm und Reich freute sich des beglückenden Christbaumes. Auch Wilhelm's Vater hatte einen solchen, und zwar mit einer Pracht ausgerüstet, die sowohl seinen Reichthum, wie seine Freude an der nun erfolgten gänzlichen Wiederherstellung seines Sohnes in ein recht glänzendes Licht stellen sollte. Als alle Vorbereitungen heimlich getroffen waren und die zahlreich geladenen Gäste, die am häuslichen Doppelfeste Theil nehmen sollten, schon vor Ungeduld brannten, die Herrlichkeiten zu schauen, trat Passenheim in Wilhelm's Stube, die sich im obern Stockwerke befand.

„Alle ärztlichen Vorschriften sind nun aufgehoben,“ sagte er fröhlich, „heute Abend ist großes Fest bei uns; drum komm' herab und feiere mit meinen Freunden den Tag, an dem du uns ganz wiedergegeben bist.“ So sprechend, umarmte er seinen Sohn, der die väterliche Liebkosung kindlich erwiderte.

„Lieber Vater,“ begann dieser, nach den ersten Hergensergießungen all' seinen Muth zusammennehmend, „ich bin jetzt, wie Sie selbst sagen, ganz gesund und darf wieder reden. Wir sind allein und ich könnte keine Freude genießen, so lang ich über Angelegenheiten, die mein Lebensglück betreffen, in Ungewißheit schwebe. Darf ich mein Herz vor Ihnen ausschütten, lieber Vater?“

„Nun, so rede! Wovon handelt es sich?“ sagte der Alte trocken und finster.

„Von Schwarz und Herefese.“

„Geh, schäm' dich, das ist ja die alte Geschichte; überdies ist Schwarz schon lange todt; laß ihn ruhig in seinem Grabe.“

„Todt!“ —

„Freilich! Was wunderst du dich denn? Er war ja lange genug krank.“

„Und Herefese?“

„Lassen wir das jetzt,“ sagte Passenheim ausweichend, „komm, man erwartet uns schon sehnlichst.“

„Und Herefese?“ wiederholte Wilhelm dringend, während sich seine bittenden Augen mit Thränen füllten.

„Meiner Treu', ich weiß nichts von ihr; die Verbindung mit dem andern Ufer ist schon seit einigen Tagen unterbrochen. Wenn sie klug ist, wird sie sich wohl in irgend ein Spital gebettet haben, denn die Kälte ist furchtbar streng gewesen, und in ihrer schlechten Hütte, die nur Elend und Mangel aufzuweisen hat, wie du selbst sagst, müßte sie wohl schon auf die eine oder andere Art umgekommen sein. Ich wiederhole dir aber zum letzten Mal, daß eine Bettlerin, und noch dazu die Tochter eines Narren und Verschwenders, nie meine Schwiegertochter wird, sollte ich auch auf die Freude, Enkel auf meinen Knien zu wiegen,

verzichten müssen. Du weißt jetzt meine unabänderliche Willensmeinung. Wenn du mir versprichst, von deiner thörichten Leidenschaft für die Dirne abzulassen, so will ich ihr gleichwohl ein christliches Almosen nicht verweigern. *

Paffenheim hatte mit all' der selbstbewußten Würde eines Vaters und reichen Mannes gesprochen, und in seine Worte jenen sichern und entschiedenen Ton, der dem Rechte eigen ist, hineinzulegen versucht. Trotz seines verwahrlosten Gefühles mochte er sich seiner harten Worte nun doch ein wenig schämen, denn er wagte es nicht sogleich, seinen Sohn anzublicken. Dieser aber sah und hörte nichts mehr. — Mit einer Haft, die von einem verzweiflungsvollen Entschlusse zeugte, sprang er von seinem Stuhle auf, richtete sich mit über den Kopf geschlagenen Händen in die Höhe und enteilt dann durch die Thüre.

Der über die Heftigkeit seines Sohnes erschrockene Vater lief ihm, so schnell ihn seine Füße tragen wollten, nach, um ihn zu besänftigen und von tollen Streichen zurückzuhalten; aber als er in's Freie kam, sah er ihn schon dem Rheinufer zustürzen, und seine vom ungewohnten Lauf erschöpfte Stimme verhallte ungehört. Er mußte sich daher begnügen, ihm langsam nachzufolgen und die Verhinderung eines allfälligen Wagnisses den Zuschauern anheimzustellen, die sich in Erwartung des furchtbaren und majestätischen Schauspiels, das der mächtige Fluß ihnen bald verschaffen sollte, an beiden Ufern zahlreich eingefunden hatten. Nur auf einen Punkt ihre Aufmerksamkeit richtend, sahen sie Wilhelm nicht daherrennen, und dachten noch nicht ein Mal daran, ihn aufzuhalten, als er schon auf die schwankende Eisdecke geflogen war. — Ein allgemeine Schreckensruf benachrichtigte Paffenheim, daß er zu spät komme. Er wäre dessenungeachtet dem Flüchtlinge noch nachgestürzt, hätten nicht hundert Arme ihn daran verhindert.

Wilhelm eilte, ohne sich von den klaffenden Eisrissen abschrecken zu lassen, unaufhaltsam dem jenseitigen Ufer zu. Dort aber erwartete ihn Robert, der gerade auf dem Punkte stand, wo er das Ufer zu erreichen strebte. Der verschärfte Befehl, Jeden ohne Unterschied auf das andere Ufer zurückzuweisen, der die Nassauische Rheinseite betreten wollte, konnte in einem solchen Falle wohl keine Anwendung finden. Auch Robert mochte es einsehen; aber haßerfüllten Herzens beschloß er, der ihm erteilten Weisung buchstäblich getreu zu bleiben. So oft sich Wilhelm dem Ufer näherte, schrie er ihm daher zu, umzukehren, widrigens er auf ihn schießen würde. Die Furcht vor dem ausgegebenen Verbote war so groß, daß sich Niemand fand, der Robert das Gewehr entrisen oder eine ernste Warnung gewagt hätte. Wilhelm lief weiter hinauf, in der Hoffnung, höher oben landen zu können; aber Robert verfolgte ihn immer mit gleicher Hartnäckigkeit. „Nun gut, so schieß!“ rief Wilhelm, aufs Aeußerste gebracht, eilte auf ihn zu, und Robert legte wirklich an; doch in demselben Augenblicke stürzte sich ein Weib vom Ufer zu ihm auf das Eis hinab. Der Schreckensschrei, der plötzlich von beiden Gestaden wiederhallte, ließ den Strandwächter die Waffe senken, und bevor er noch erkannt, wer die

schwankende Eisdecke so muthig betreten, enteilt Wilhelm, Theresen auf den Armen, gegen die andere Seite, wohin ihn sein Vater fortwährend zurückrief.

Sein Anblick der beiden Liebenden — denn die Veranlassung von Wilhelm's waghalsiger That hatte sich schnell verbreitet, — deren unbegrenzte gegenseitige Hingebung sie so vereinte, wiederhallten noch ein Mal beide Ufer, als plötzlich ein Getrach, andauernder und furchtbarer, als der stärkste Donner, dem Geschrei des Volkes antwortete.

Der Rhein, die schwankende Eisdecke auf ein Mal majestätisch emporhebend und in tausend Trümmer zersplitternd, hatte sich seine Freiheit verschafft.

Unter dem Gebrause der anprallenden Wogen streckten einige Eismassen ihre scharfen Kanten himmelan, während andere, von Eisbergen eingeschlossen, eine Insel bildeten und sich in ihrer Lage zu behaupten strebten; alle jedoch schaukelten einige Augenblicke. Plötzlich aber, als folgte die ganze Eismasse einem allgemeinen Antriebe, fingen sie unter dumpfem Krachen sämmtlich an, emporzusteigen. Beide Ufer waren vor diesem furchtbaren Chaos verstummt, und Weiber und Männer fielen beim Anblicke der den Strom endlich hinabtreibenden Scholle, auf der sich Wilhelm und Theresen befanden, auf die Kniee. Paffenheim eilt ihr nach, er ruft verzweifelt bald seinen Sohn, bald bietet er Geld und Ländereien dem Kühnen, der es wagt, ihn zu retten; aber stumm folgt der Haufe an seiner Seite und starret ängstlichen Blickes auf das Eisstück, wo Theresen, von Wilhelm's Arm umschlungen, ihr Gesicht an seiner Brust verbirgt, während er mit der andern Hand sein trauriges Lebewohl gegen das Ufer zuwinkt.

Paffenheim hatte den schwersten Gang seines Lebens schon eine halbe Meile fortgesetzt, mit der Scholle, die sein letztes Hoffen trug, immer gleichen Schritt haltend. In seinem Schmerze nannte er Theresen seine Tochter; er gab Wilhelm Rathschläge, wie er sich retten, er zeigte die Schollen, die er zu erreichen streben sollte; aber alle seine Versprechungen und Rathschläge gingen im betäubenden Losen der forteilenden Eisschollen verloren.

Plötzlich schien sich in der Ferne ein Stillstand über die Eismassen verbreitet zu haben, und wirklich fing das Eis, wahrscheinlich durch ein aus dem Wasser ragendes Hinderniß zurückgehalten, an, sich aufzuhäufen. Die Eisscholle, welche Wilhelm und Theresen trug, hob sich nun auch zur Hälfte in die Höhe und die beiden Liebenden fielen auf ihre Kniee. Der Rhein ward still, und von allen Seiten hörte man nach Stangen, Brettern und Seilen rufen.

„Hoffen wir!“ rief Wilhelm.

„Wie Gott will!“ entgegnete Theresen und umklammerte fester den Geliebten.

In demselben Augenblicke überwindet der Fluß das Hinderniß; der aufgehäuften Eisberg stürzt mit nur noch größerer Wuth fort, die Schollen stoßen, verschlingen sich gegenseitig in den Wogen, kommen wieder zum Vorschein, und fünf Minuten später treibt der Rhein wieder maje-

statisch seine gezeichneten Eisflächen fort; doch kein menschliches Auge erblickt darauf die Verlorenen. —

Erziehung.

Ein Vorübergehender.

So endet doch ein Mal mit Euern Schlägen!
Das Kind weint erbärmlich, es ist doch zu toll. —
Die Mutter.

Ach Herr! ich schlage den Balg ja deswegen,
Damit er nicht länger mehr weinen soll.

Wien am 6. April 1844.

S. Castelli.

Feuilleton des Mannigfaltigen.

(Thorwaldsen — todt!) Ein Stern erster Größe ist, wie der «Humorist» berichtet, am Horizonte der Kunst verschwunden. Thorwaldsen, der große Bildhauer, ist am 25. März in Kopenhagen verschieden. Der rüstige 74jährige Greis schickte sich an, binnen 14 Tagen nach Rom zurückzureisen. Er fuhr nach gewohnter Weise in's Theater und nahm seinen Platz im Parket ein; aber ehe noch der Vorhang aufging, war der mächtige Geist aus seiner Hülle gewichen. Thorwaldsen fiel um und wurde eiligst nach seiner Wohnung in der Charlottenburg gebracht, wo man jedoch vergebens Wiederbelebungsversuche machte. Sein reger Geist war bis an's Ende mit dem Schaffen neuer Meisterwerke beschäftigt. Eine kolossale Statue des Herkules für die Christiansburg, so wie mehrere Basreliefs gehören zu seinen letzten, zum Theil unvollendeten Arbeiten; an seinem Todestage hatte er noch an einer Büste Luthers gearbeitet. Am 30. März war es 50 Jahre, daß er bescheiden in der Akademie der Künste auftrat, um die goldene Medaille zu empfangen. Das Vermögen des stets edelherzigen Künstlers soll nicht so groß sein, als man vermuthete; nach dem Testamente wird das Museum Universalerbe. Die irdischen Ueberreste Thorwaldsen's sollen im Innern seines Museums unter freiem Himmel beigelegt werden, ein Platz, der von den vier Flügeln, die das Museum bilden, umgeben ist. Er selbst hat hierzu seine eigene Statue, auf die Hoffnung gelehnt, als Grabstein modellirt. Zur Beisezung dichtet Dehleschläger eine Cantate, welche Gläser in Musik setzt. —

(Ein neues Mittel, Exekutoren zu entkommen.) hat unlängst ein junger Mann in Anwendung gebracht. In der Nähe von Lyon von zwei Haltefesten nach vielen Bemühungen arretirt, mußte er sich mit ihnen auf den Dampfswagen setzen, der nach Lyon geht. Der Schuldner schlug vor, oben auf dem Verdeckplätze zu nehmen, da er die freie Luft, die er bald werde entbehren müssen, noch so lange als möglich genießen wolle. Die Quisiers waren damit einverstanden, setzten sich oben auf den Verdeckplätzen an seine Seite und mit Schnelle ging es vorwärts. Wo die Bahn aber dicht an der Rohne entlang geht, dachte der Gefangene wahrscheinlich an den Spruch Tell's: »Der See kann sich — der Landvogt nicht erbarmen.« und sprang plötzlich in den Fluß. — Die erstaunten Diener der Gerechtigkeit, die mit offenem Munde das Unerhörte wahrnahmen, hatten kaum das Nachsehen, denn der Zug ging mit reisender Schnelligkeit weiter; der kühne Schwimmer erreichte glücklich das Ufer und lachte innerlich die Hächer aus. Wir führen dieses Ereigniß bloß an, um bei neu anzulegenden Eisenbahnen die Bauenden auf die Vortheile aufmerksam zu machen, welche ein Fluß in der Nähe der Bahn für das Publikum haben kann, und wünschen, daß bei neuen Plänen die nöthige Rücksicht darauf genommen werde. —

(Die Trompete als Rettungsmittel.) Ein Musiker auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wurde zu einer Hochzeit nach Constantia gebeten und kehrte etwas spät und ziemlich betrunken zurück. Um auszuruhen, legte er sich unterwegs unter einen Baum und schlief ein. Ein hungriger Tiger, den der Geruch herbeilockte, packte unsern Musiker am Kleide, um ihn vom Wege nach dem Walde zu schleppen. Schreckliches Erwachen! Er faßte sich jedoch schnell und hatte die Geistesgegenwart, aus Leibeskraften in die Trompete zu stoßen, die ihm um die Schultern hing. Der Tiger, der so nahe einen so grellen und ungewohnten Schall hörte, ließ seine Beute sogleich fahren und eilte davon. Der Trompeter blies ihm ein lustiges Stückchen nach, fand aber nicht für gut, zu verweilen und seine Solopartie lange fortzusetzen.

(Große Höflichkeit.) Kaiser Otto III. hatte im Jahre 1001 den Entschluß gefaßt, zum Grabe des heiligen Adalbert nach Gnesen zu wallfahren. Der polnische Fürst Boleslaus Chobry ließ den ganzen Weg von Posen bis Gnesen mit farbigem Tuche belegen, also sieben Meilen weit, damit der Kaiser, der diesen Weg zu Fuß machen wollte, die Erde nicht berühre.

Wahrlich! alle unsere Höflichkeitsbezeugungen zerfließen gegen diese in nichts! —

(Die Blattern.) Man hört jetzt wieder mehr als seit langer Zeit von den Menschenblattern. In Berlin sind sehr viele Häuser abgesperrt, worin Blatterkranke liegen, doch ist außer einem Kaufmann Niemand gestorben.

(Bevölkerung Londons.) Nach der Zählung vom Jahre 1843 hat London gegenwärtig nicht weniger als 1,870.000 Einwohner, also gerade so viel, als das ganze Königreich Sachsen.

(Die Eisenbahn von Würzzuschlag nach Grätz) wird sicheren Nachrichten zu Folge, noch in diesem Jahre eröffnet werden, und zwar, wie man hofft, bis Anfangs Oktober.

(Wollene Zeuge zu waschen, daß sie nicht eingehen.) Man wasche sie nicht mit Seife, sondern bloß mit Wasser, welches kohlen-saures Natron (Soda) aufgelöst enthält.

Literarisches.

Im Verlage bei Gottlieb Haase Söhne in Prag erschien im verfloffenen Jahre ein kleines Werk unter dem Titel: »Wiege den Baum, so lange er noch jung ist.« von S. W. Schießler, dormaligen k. k. Oberfeldkriegs-Commissär in Grätz, welches wir allen Menschenfreunden überhaupt — Eltern, Vormündern oder Pflegeeltern, denen das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt, aber besonders und zwar recht warm empfehlen. Das Büchlein (108 Seiten stark) handelt über den Zweck, Nutzen und die Nothwendigkeit der Kleinkinderbewahranstalten, die der Herr Verfasser mit Recht eine hochwichtige, heilige Angelegenheit des Staates, des Volkes und der Menschheit nennt, nebst Hinweisung auf eine zweckmäßige Einrichtung und Lehrmethode in denselben; es handelt ferner über das beaufsichtigende, erziehende und lehrende Personale solcher Anstalten, über die Ausnahme und Verpflegung der Kinder 2c. 2c., und zwar mit einer solchen tiefen Sachkenntniß, so umfassend, bündig und zugleich verständlich, daß sich nicht nur die Erfahrung, Menschenkenntniß und das literarische Talent des Herrn Verfassers darin abspiegeln, sondern aus demselben auch seine edle, menschenfreundliche Absicht: beizutragen, um einst der Welt ein gutgesittetes, moralisches Geschlecht zu schenken, die er bescheiden »nur einen Tropfen im unendlichen Weltmeer« nennt, deutlich hervortritt und ihm zu aller Ehre gereicht.

Das Büchlein ist nett und correct gedruckt und sein Ertrag zum Besten der Kleinkinder-Bewahranstalten in Lemberg bestimmt, die in Herrn S. W. Schießler zugleich ihren Begründer verehren.

Leopold Kordeßch.

Julius Raschott's erste physikalische Vorstellung.

Diese fand am verfloffenen Donnerstage (11. dieses Monats) im hiesigen ständischen Theater Statt. Es gereicht uns zum besondern Vergnügen, hier anführen zu können, daß unser vaterländischer Künstler und Landsmann, Herr Julius Raschott, dem alten, leider sich nur zu oft bewährenden Sprichworte: „Nemo propheta in patria“ gegenüber, gleich bei seinem ersten Auftreten einen so reichlichen Beifall, eine so lebhaftige Auerkennung seiner sämtlichen Produktionen fand. Seine aus 7 Piecen bestandene Vorstellung aus dem Gebiete der Physik und natürlichen Magie sowohl, als auch die zuletzt vorgeführten optischen Luft-Bilder (dissolving views) haben das Publikum im hohen Grade überrascht und befriedigt. Wir behalten uns vor, die erste, wie die zwei folgenden Vorstellungen des Herrn Raschott im nächsten Blatte ausführlicher zu besprechen, und bemerken nur noch, daß wir nicht nur den reichlichen Applaus, sondern auch den außerordentlichen Zuspruch (das Haus konnte alle die zugeströmten Sehenslustigen bei weitem nicht fassen) dem freundlichen Künstler vom Herzen gönnen.

Leopold Kordeßch.

Logograpph.

Mein Ganzes schmeigt, wie mit stillem Verlangen,
Sich innig um blühende Wäbchenwangen.
Drei Zeichen hinweg — und der Phantasia
Des Dichters vermähl' ich die Harmonie.
Noch eines hinweg — und Leben entquillt,
Wenn keimend die Kraft mir im Innern schwillt.

Berichtigung.

Nach einer uns zugekommenen Mittheilung, bezüglich unsers diesmonatlichen, die älteren Trachten der Bewohner von Tirnau und Krafau darstellenden Costumebildes, hielten sich die Fischer mehr, oder fast durchgehends nur in der Vorstadt Krafau, wie dies noch der Fall ist, auf. Die Tracht der beiden Vorstädte war indessen eine und dieselbe.

Die Redaktion.